

Außenansicht

Falls dieser außergewöhnliche Wahlkampf um die amerikanische Präsidentschaft Sie verwirren sollte: Willkommen im Club! Sogar einige der erfahrensten Washingtoner Experten haben mehrmals daneben gelegen, und einige scheinbare Gewissheiten über die US-Politik sind erschüttert worden. Hier also sechs zentrale Annahmen, die es nun zu überprüfen gilt.

1. *Der Schwung erzeugt Sieger.* Seit Jahren glaubten wir, dass ein Kandidat, wenn er einmal Fahrt aufgenommen hat, nicht mehr zu stoppen ist. Aber diese Theorie ist zerfetzt worden. Bei den Republikanern erzielten Mike Huckabee, John McCain und Mitt Romney frühe, oft ziemlich deutliche Siege, bevor McCain – dessen Kampagne im vergangenen August noch für tot gehalten worden war – an die Spitze zog. Die Demokraten haben den Mythos erst recht pulverisiert. Hillary Clinton erholte sich nach Platz drei in Iowa, schlug die Umfragen und gewann in New Hampshire. Obama überwand dann diese Enttäuschung mit einem hohen Sieg in South Carolina, einem überraschend starken Auftritt am *Super Tuesday* und elf deutlichen Siegen im Februar. Nachdem Clinton scheinbar aus dem Rennen (und ohne Geld) war, tauchte sie wieder auf, indem sie am 4. März Ohio und Texas gewann sowie Pennsylvania am 22. April (nach zwischenzeitlichen Niederlagen in Wyoming und Mississippi). Nun dürfte sie es sein, die über den

Außenansicht

Ein Senator hat keine Chance . . .

. . . und fünf andere Gewissheiten über die US-Präsidentenwahl, die alle eine Gemeinsamkeit haben: Sie treffen nicht mehr zu

Von Philip Gordon

Schwung verfügt. Aber wenn Sie glauben, damit sei die Geschichte zu Ende, dann haben Sie bisher nicht aufgepasst.

2. *Frühes Geld ist nicht zu schlagen.* Politische Beobachter – und auch die meisten Kandidaten – sind in diesen Wahlkampf mit der Erwartung gezogen, eine früh gefüllte Kriegskasse werde der Schlüssel zum Erfolg sein. Vor allem angesichts des dichtgedrängten Vorwahlkalenders sollte damit den Opponenten der Zugang zu den Töpfen verwehrt werden, die man für eine nationale Kampagne braucht. Es hieß, bei so vielen so frühen Vorwahlen werde man allein aus dem Schwung heraus keinen Vorteil ziehen können, selbst wenn es ihn geben sollte. Aber, auch diese Annahme ist nicht aufgegangen. Bei den Republikanern hat Mitt Romneys riesiges Privatvermögen

nicht gereicht, um John McCain zu stoppen (und auch nicht Mike Huckabee oder Ron Paul, der ihn überdauert hatte). Bei den Demokraten haben auch Hillary Clintons Jahre der Vorbereitung, all die reichen Freunde, die politische Maschinerie sowie ihr Spenden-Eintreiber den Gegner Barack Obama nicht davon abhalten können, Hunderttausende von Kleinspendern über das Internet anzupapern und damit eine nationale Kampagne zu finanzieren. Frühes Geld mag schön sein. Aber diese Vorwahlen bestätigen eher die These „Erfolg bringt Geld“ als umgekehrt „Geld bringt Erfolg“.

3. *Unterstützung zählt.* Während des gesamten Wahlkampfes widmen Kandidaten Zeit und Ressourcen, um die Unterstützung von Zeitungen, Kollegen und Hollywood-Stars zu gewinnen. Anschlie-

ßend trumpfen sie mit jedem Erfolg dabei groß auf. Nach diesen Vorwahlen sollten wir uns fragen: Warum eigentlich? In Iowa ging die begehrte Unterstützung der Tageszeitung *Des Moines Register* an McCain und Clinton – der Caucus aber an Huckabee und Obama. Der *Boston Globe* gab Obama seinen Segen, aber die Wähler sowohl in Massachusetts als auch im benachbarten New Hampshire hielten sich an Clinton. Obama punktete auch bei der *Los Angeles Times* und *La Opinion*, Kaliforniens größter spanischsprachiger Zeitung, aber Hillary gewann den Staat. In Pennsylvania unterstützte praktisch jede wichtige Zeitung Obama. Aber die Wähler sahen das anders. Individuelle Unterstützung mag demgegenüber etwas wichtiger sein; Ted und Caroline Kennedy, John Kerry und Bill Richardson sprachen sich für Barack Obama aus. Aber am Ende entscheiden die Wähler schon selber, vor allem, wenn sie es mit Kandidaten zu tun haben, die sie inzwischen so gut kennen.

4. *Senatoren werden nicht zu Präsidenten gewählt.* Obwohl Dutzende es versucht haben: Seit John F. Kennedy, also seit 48 Jahren, wurde kein amtierender Senator mehr ins Weiße Haus gewählt. Die übliche Erklärung ist, dass Senatoren die Regierungserfahrung von Gouverneuren fehlt und ihre Ja- und Nein-Voten im Senat sie angreifbar machen. Zugleich hätten Gouverneure es schon dadurch leichter, dass sie Kredit für Din-

ge beanspruchen können, die in ihren Bundesstaaten gut laufen – und anderen die Schuld zuschreiben können, wenn es anders war. Diese Vorwahlen aber zeigen zumindest, dass das Senatoren-Dasein keine unüberwindbare Hürde ist. Das Abstimmungs-Verzeichnis relativ neuer Senatoren wie Clinton und Obama ist kürzer, und sie können mit anderen Qualitäten kommen, während längergediente Senatoren wie McCain diese Erfahrung in einen Vorteil ummünzen können. Obwohl bei einer Wahl mit so vielen Überraschungen nichts ausgeschlossen werden kann – eins kann man doch mit großer Sicherheit vorhersagen: Diesmal wird es ein Senator.

5. *Die Demokraten haben die Identitätspolitik überwunden.* Die Demokratische Partei träumt stets von einer Welt, in der Menschen nach ihrem Charakter



Philip Gordon ist einer der außenpolitischen Berater von Barack Obama. Er ist Senior Fellow bei der Brookings-Institution in Washington. © 2008, Philip H. Gordon. Übersetzung: D. Esslinger. Foto: oh

beurteilt werden, und nicht nach Geschlecht oder Hautfarbe. Dass nun eine Frau und ein Afro-Amerikaner die führenden Kandidaten der Partei sind, scheint dafür zu sprechen, dass sich die Partei in Richtung dieses Ideals bewegt. Dennoch straft dieser Wahlkampf diese Ansicht Lügen. Clinton hat mehr als 60 Prozent der weiblichen Stimmen erhalten, Obama wiederum gewann 85 Prozent der Afro-Amerikaner. Es ist keine kleine Ironie, dass der erste Kandidat, der die Bedeutung von Rasse so herunterspielte, zugleich der erste ist, der so enorm von einem Rassenblock profitiert.

6. *Dies ist keine Art, einen Präsidenten auszusuchen.* Der Vorwahl-Prozess ist sicher byzantinisch, undurchsichtig, teuer, verschwenderisch, ungerecht und einschläfernd lang. Und trotzdem liefert er für den schwierigsten Job der Welt einen Untersuchungs-Mechanismus ohnegleichen. Er testet die Ausdauer der Kandidaten, ihr Temperament, die Breite ihrer Anziehungskraft und ihre Entschlossenheit auf eine Art, wie es in keinem anderen Prozess denkbar wäre. Mag sein, dass er einige gute Leute abschreckt. Aber kommt es im Amt nicht genau auf diese Qualitäten an? Am Ende eines breiten Kandidatenfeldes haben wir: einen erfahrenen Kriegshelden, eine hochintelligente Senatorin und einen höchst inspirierenden Afro-Amerikaner, der sein Land stolz machen würde. Kann das System folglich so schlecht sein?

Falls dieser außergewöhnliche Wahlkampf um die amerikanische Präsidentschaft Sie verwirren sollte: Willkommen im Club! Sogar einige der erfahrensten Washingtoner Experten haben mehrmals daneben gelegen, und einige scheinbare Gewissheiten über die US-Politik sind erschüttert worden. Hier also sechs zentrale Annahmen, die es nun zu überprüfen gilt.

1. *Der Schwung erzeugt Sieger.* Seit Jahren glaubten wir, dass ein Kandidat, wenn er einmal Fahrt aufgenommen hat, nicht mehr zu stoppen ist. Aber diese Theorie ist zerfetzt worden. Bei den Republikanern erzielten Mike Huckabee, John McCain und Mitt Romney frühe, oft ziemlich deutliche Siege, bevor McCain – dessen Kampagne im vergangenen August noch für tot gehalten worden war – an die Spitze zog. Die Demokraten haben den Mythos erst recht pulverisiert. Hillary Clinton erholte sich nach Platz drei in Iowa, schlug die Umfragen und gewann in New Hampshire. Obama überwand dann diese Enttäuschung mit einem hohen Sieg in South Carolina, einem überraschend starken Auftritt am *Super Tuesday* und elf deutlichen Siegen im Februar. Nachdem Clinton scheinbar aus dem Rennen (und ohne Geld) war, tauchte sie wieder auf, indem sie am 4. März Ohio und Texas gewann sowie Pennsylvania am 22. April (nach zwischenzeitlichen Niederlagen in Wyoming und Mississippi). Nun dürfte sie es sein, die über den

End trumpfen sie mit jedem Erfolg dabei groß auf. Nach diesen Vorwahlen sollten wir uns fragen: Warum eigentlich? In Iowa ging die begehrte Unterstützung der Tageszeitung *Des Moines Register* an McCain und Clinton – der Caucus aber an Huckabee und Obama. Der *Boston Globe* gab Obama seinen Segen, aber die Wähler sowohl in Massachusetts als auch im benachbarten New Hampshire hielten sich an Clinton. Obama punktete auch bei der *Los Angeles Times* und *La Opinion*, Kaliforniens größter spanischsprachige Zeitung, aber Hillary gewann den Staat. In Pennsylvania unterstützte praktisch jede wichtige Zeitung Obama. Aber die Wähler sahen das anders. Individuelle Unterstützung mag demgegenüber etwas wichtiger sein; Ted und Caroline Kennedy, John Kerry und Bill Richardson sprachen sich für Barack Obama aus. Aber am Ende entscheiden die Wähler schon selber, vor allem, wenn sie es mit Kandidaten zu tun haben, die sie inzwischen so gut kennen.

4. *Senatoren werden nicht zu Präsidenten gewählt.* Obwohl Dutzende es versucht haben: Seit John F. Kennedy, also seit 48 Jahren, wurde kein amtierender Senator mehr ins Weiße Haus gewählt. Die übliche Erklärung ist, dass Senatoren die Regierungserfahrung von Gouverneuren fehlt und ihre Ja- und Nein-Voten im Senat sie angreifbar machen. Zugleich hätten Gouverneure es schon dadurch leichter, dass sie Kredit für Din-

Außenansicht

Ein Senator hat keine Chance . . .

. . . und fünf andere Gewissheiten über die US-Präsidentenwahl, die alle eine Gemeinsamkeit haben: Sie treffen nicht mehr zu

Von Philip Gordon

Schwung verfügt. Aber wenn Sie glauben, damit sei die Geschichte zu Ende, dann haben Sie bisher nicht aufgepasst.

2. *Frühes Geld ist nicht zu schlagen.* Politische Beobachter – und auch die meisten Kandidaten – sind in diesen Wahlkampf mit der Erwartung gezogen, eine früh gefüllte Kriegskasse werde der Schlüssel zum Erfolg sein. Vor allem angesichts des dichtgedrängten Vorwahlkalenders sollte damit den Opponenten der Zugang zu den Töpfen verwehrt werden, die man für eine nationale Kampagne braucht. Es hieß, bei so vielen so frühen Vorwahlen werde man allein aus dem Schwung heraus keinen Vorteil ziehen können, selbst wenn es ihn geben sollte. Aber, auch diese Annahme ist nicht aufgegangen. Bei den Republikanern hat Mitt Romneys riesiges Privatvermögen

nicht gereicht, um John McCain zu stoppen (und auch nicht Mike Huckabee oder Ron Paul, der ihn überdauert hatte). Bei den Demokraten haben auch Hillary Clintons Jahre der Vorbereitung, all die reichen Freunde, die politische Maschinerie sowie ihr Spenden-Eintreiber den Gegner Barack Obama nicht davon abhalten können, Hunderttausende von Kleinspendern über das Internet anzuzapfen und damit eine nationale Kampagne zu finanzieren. Frühes Geld mag schön sein. Aber diese Vorwahlen bestätigen eher die These „Erfolg bringt Geld“ als umgekehrt „Geld bringt Erfolg“.

3. *Unterstützung zählt.* Während des gesamten Wahlkampfes widmen Kandidaten Zeit und Ressourcen, um die Unterstützung von Zeitungen, Kollegen und Hollywood-Stars zu gewinnen. Anschlie-

ge beanspruchen können, die in ihren Bundesstaaten gut laufen – und anderen die Schuld zuschreiben können, wenn es anders war. Diese Vorwahlen aber zeigen zumindest, dass das Senatoren-Dasein keine unüberwindbare Hürde ist. Das Abstimmungs-Verzeichnis relativ neuer Senatoren wie Clinton und Obama ist kürzer, und sie können mit anderen Qualitäten kommen, während längerer Senatoren wie McCain diese Erfahrung in einen Vorteil ummünzen können. Obwohl bei einer Wahl mit so vielen Überraschungen nichts ausgeschlossen werden kann – eins kann man doch mit großer Sicherheit vorhersagen: Diesmal wird es ein Senator.

5. *Die Demokraten haben die Identitätspolitik überwunden.* Die Demokratische Partei träumt stets von einer Welt, in der Menschen nach ihrem Charakter

beurteilt werden, und nicht nach Geschlecht oder Hautfarbe. Dass nun eine Frau und ein Afro-Amerikaner die führenden Kandidaten der Partei sind, scheint dafür zu sprechen, dass sich die Partei in Richtung dieses Ideals bewegt. Dennoch straft dieser Wahlkampf diese Ansicht Lügen. Clinton hat mehr als 60 Prozent der weiblichen Stimmen erhalten, Obama wiederum gewann 85 Prozent der Afro-Amerikaner. Es ist keine kleine Ironie, dass der erste Kandidat, der die Bedeutung von Rasse so herunterspielte, zugleich der erste ist, der so enorm von einem Rassenblock profitiert.

6. *Dies ist keine Art, einen Präsidenten auszusuchen.* Der Vorwahl-Prozess ist sicher byzantinisch, undurchsichtig, teuer, verschwenderisch, ungerecht und einschläfernd lang. Und trotzdem liefert er für den schwierigsten Job der Welt einen Untersuchungs-Mechanismus ohnegleichen. Er testet die Ausdauer der Kandidaten, ihr Temperament, die Breite ihrer Anziehungskraft und ihre Entschlossenheit auf eine Art, wie es in keinem anderen Prozess denkbar wäre. Mag sein, dass er einige gute Leute abschreckt. Aber kommt es im Amt nicht genau auf diese Qualitäten an? Am Ende eines breiten Kandidatenfeldes haben wir: einen erfahrenen Kriegshelden, eine hochintelligente Senatorin und einen höchst inspirierenden Afro-Amerikaner, der sein Land stolz machen würde. Kann das System folglich so schlecht sein?



Philip Gordon ist einer der außenpolitischen Berater von Barack Obama. Er ist Senior Fellow bei der Brookings-Institution in Washington. © 2008, Philip H. Gordon. Übersetzung: D. Esslinger. Foto: oh